Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 28 — Sonntag den 15. Juli — 1906

Goldlenchen.

(8. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Nach einer kleinen Pause begann Richard das Gespräch, indem er weiter malte, um möglichst unbefangen zu erscheinen: „Wo warst Du denn gestern abend?“

„Gestern? — Ach so! — Ich war spazieren!“

„Bei dem Wetter?!“

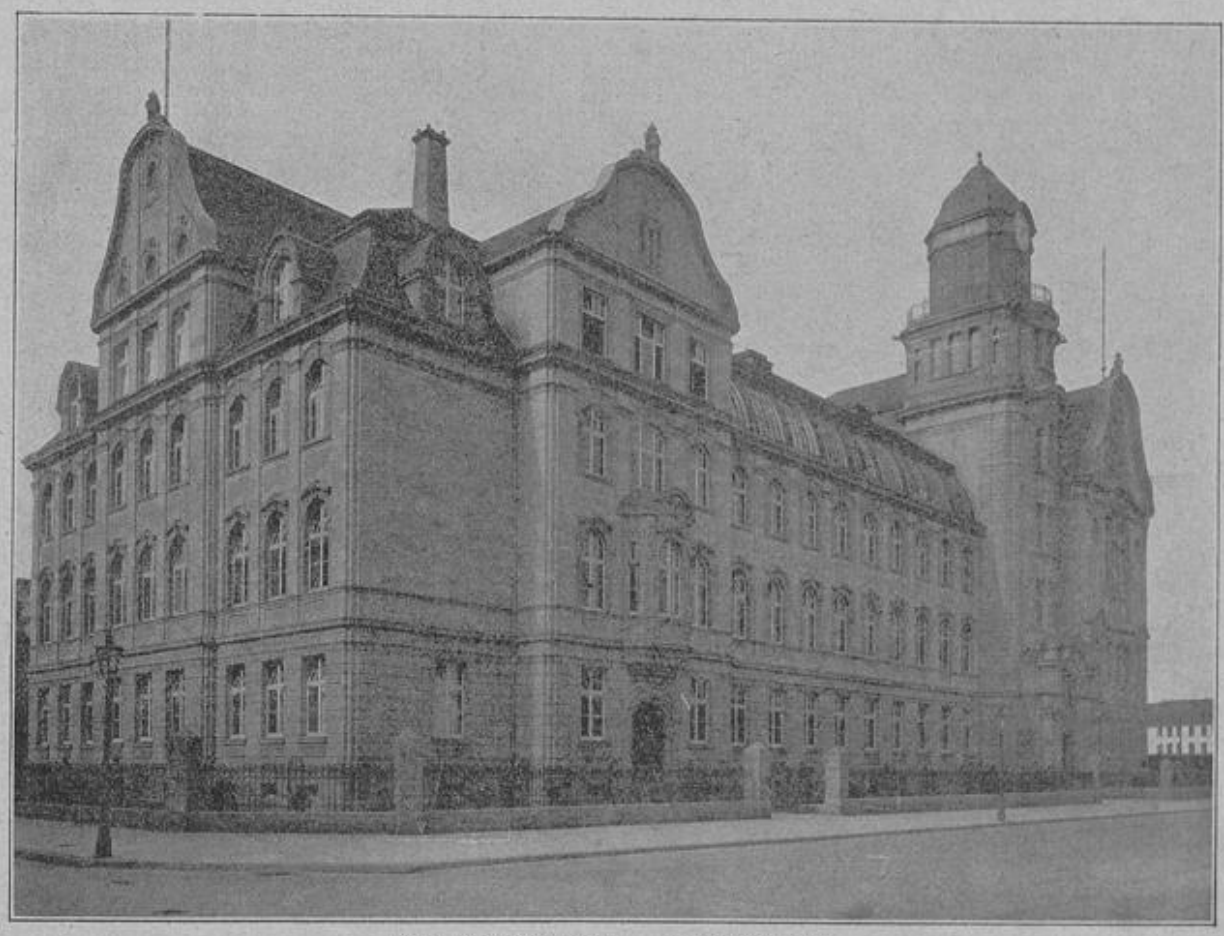
„Ja! Nicht wahr, es war abscheulich? Aber ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, und da bin ich auf sehr kluge Einfälle gekommen!“

„Merkwürdig!“ lächelte Richard, „gerade so ging es mir! Ich habe sehr reiflich nachgedacht und habe einen Entschluß gefaßt, der Dir vielleicht erwünscht und angenehm sein wird, den Du vielleicht lange schon von mir erwartet hast! Ich denke, Leni, das beste für uns beide wird sein, wenn wir in allernächster Zeit heiraten! Dann kann nichts auf der Welt mehr zwischen uns treten, dann gehören wir zueinander, fest und unauflöslich und wenn wir in den ersten Jahren auch noch manchen Kampf durchzukämpfen haben werden, so kämpfen wir wenigstens gemeinsam, einer für den anderen, und am Ende muß ja doch noch einmal die Sonne durchbrechen! Hab ich nicht recht?“

Und schnell wandte er sich um und sah mit seinen glückleuchtenden Augen in Lenchens Gesicht, das etwas ganz, ganz anderes ausdrückte, als er erwartet hatte.

Einen Moment schwieg sie, sichtlich verlegen um eine Antwort, dann begann sie leise, aber sehr ruhig und bestimmt:

„Sieh, Richard, Dein Vorschlag hätte mich in den Freudentaumel versetzt, den Du offenbar jetzt erwartet hast — wenn er, verzeih, ein halbes Jahr früher gekommen wäre! Aber Du weißt ja, ich bin ein ganz eigenartiges Ding, und lange träume ich in bestimmten Verhältnissen tatlos vor mich hin, auch wenn sie mich noch so sehr drücken! Es hat sich in den letzten Monaten so vieles auch in uns verändert, daß ich nicht, wie Du gewiß geglaubt hast, gleich jubelnd in deinen Plan einstimme, denn — auch ich habe einen Entschluß gefaßt, der dem Deinigen ganz entgegenläuft. Ich — kann mein Leben, meine Jugend noch nicht beschließen, und das täte ich, wenn ich jetzt Deine Frau würde. Nur Sorgen, Not, Enttäuschungen auf mich nehmen, alle die Hoffnungen einsargen, die ich an eine lustige Jugend knüpfte — nein, Richard, das



Hofphotogr. J. Söhn-Düsseld.

Hohenzollern-Gymnasium. (Siehe Seite 8.)

kann ich nicht, noch nicht! Ich kann den dicken, unwiderruflichen Strich noch nicht machen unter all dem, was ich von meinem Leben in der Welt mir erträumt habe. Noch ist mein Blut zu lebendig, zu warm und zu frisch, um sich einpferchen zu lassen in eine Häuslichkeit, die bei aller Liebe doch so wenig frohes bringt! Verzeih mir, Richard, aber ich kanns nicht. Und damit Du siehst, daß es mir ernst ist, nicht immer nur von Deiner Güte zu leben, nicht alles immer von Dir annehmen zu müssen, so habe ich mir — eine Tätigkeit gesucht, die mich wenigstens ernährt!"

Richard fuhr empor und starrte ihr völlig entsetzt und sprachlos ins Gesicht, in dem sich keine Miene verzog. Sie sagte ihm alles in dem ruhigen Tone, in dem man eine geschäftliche Mitteilung macht.

„Und — darf man wissen, als Dein Verlobter, was das für eine Beschäftigung ist?"

„Gewiß! Ich habe mich heute früh dem Direktor des C.-Theaters vorgestellt, mich prüfen lassen und trete von morgen an für kleine Partien bei ihm ein! — Ich habe dann Arbeit und Beschäftigung genug und Dein Vorwurf, daß ich zu nichts zu gebrauchen sei, fällt damit endlich in sich zusammen. So habe ich's mir vorgenommen und davon bringt mich nichts ab."

Richard brach in ein lautes, wildes Gelächter aus, schleuderte Palette und Malstock in die Ecke, daß sie zerbrachen und ging in wilder Aufregung auf und nieder.

„Also, meine Braut — Choristin eines Vorstadttheaters!? — Das ist ja ebenso neu, wie klug! Ein herrliches Resultat Deines Nachdenkens! In der Tat! — Und Du glaubst, daß ich das dulde? Daß ich meine Erlaubnis dazu gebe?"

„Die ist auch gar nicht nötig, mein Lieber, und Deine momentane Aufregung erst recht nicht! Du hast bisher nichts aus mir machen können — ich will nun selbst versuchen, wie weit ich es bringe mit eigener Kraft, mit eigenem energischem Willen. Ich will mich durchkämpfen durchs Leben und mir, wie tausend andere Mädchen damit das Recht erwerben, selbständig zu handeln nach eigenem Ermessen. Ich will nicht jede kleine Freude, jede lustige Stunde als ein Geschenk erbetteln müssen. Ich habe eine nette Stimme, bin musikalisch, mindestens so viel wie andere, wenn ich auch nicht Klavier spiele und werden wir ja sehen, wie weit ich's bringe!"

Sie hatte den Kopf zurückgeworfen, ihre Augen blitzten herausfordernd und rebellisch empörte sich ihr ganzes Wesen gegen die bestehenden Verhältnisse. Sie hatte seit gestern ein böses Gewissen, das fühlte sie nur zu wohl und deshalb bäumte sich ihr Charakter trotzig empor, um die eigene Schuld nicht einzugestehen.

„Lenchen," sagte jetzt Richard mit äußerster Beherrschung, denn alles in ihm stürmte und raste fassungslos durcheinander. — „Sag selbst, was ist das für ein haarsträubender Gedanke? Man läuft doch nicht so mir nichts, dir nichts über Nacht zum Theater, ohne eine Ahnung zu haben, ob man Talent oder Beruf in sich spürt? Man muß doch mit allem, was man tut, einen Zweck verbinden!"

„Tue ich ja!" klang es eigensinnig zurück. „Mein Zweck ist, etwas vom Leben zu genießen, unter fröhliche Menschen zu kommen, Licht und Musik um mich zu haben, denn das brauche ich nun mal zum Leben wie die Luft zum Atmen und vor allen Dingen: ich will etwas sein und mir ehrlich selber mein Stück Brot verdienen, wie ichs gewohnt bin von Kindheit an! All das ändert ja zwischen uns nichts, wir gehören nach wie vor zu einander und glaube mir, Richard, wenn ich einen Lebenszweck habe, werde ich Dich tausend-, tausendmal lieber haben, werde tausendmal zärtlicher sein, als bisher! — Ich hab Dich ja lieb, von ganzem Herzen, ich hänge ja an Dir mit allen Fasern meines Gemüts — aber sieh, liebster Richard, ich gehe zugrunde, rettungslos, elendiglich an Leib und Seele, wenn alles so bleibt, wie es ist!"

Sie flog in seine Arme, sie sah ihn an mit der ganzen Innigkeit der alten Liebe und wie verzweifelte Angst klang es aus jedem ihrer Worte.

Und Richard war es, als entschiede dieser Moment über das Geschick seines Lebens, es war ihm, als schrie eine laute Stimme ihm zu: Wenn Du jetzt nachgibst, bist Du verloren! — Er löste ihre Hände von seinem Halse, sah ihr streng und wortlos in die heißen Augen und drückte das erregte Mädchen mit sanfter Gewalt auf das Sofa. Dann hielt er ihre beiden, nervös zitternden Hände fest und sagte ruhig, jedes Wort betonend:

„Wenn Du tust, was Du vorhast, Leni — dann sind wir beide getrennt für immer! — Überlege es Dir wohl, was Du wählst, eine unsichere, wenig ehrenvolle Existenz im lügnerischen Schimmer falscher Edelsteine, oder ein ehrliches Heim, einen eigenen, häuslichen Herd an der Seite eines braven Mannes, der Dich liebt! Entscheide Du jetzt! Auch ich habe meinen Entschluß gefaßt und den ändert nichts!" — — —

Minutenlang blieb alles still, Aug' in Aug' standen die beiden sich gegenüber, zum ersten Male ernstlich ringend um die Macht, um die Herrschaft übereinander. Lenchen sah zum ersten Male in diesen großen flammenden Augen, die auf dem Grund ihrer Seele zu lesen schienen, ein unheimliches Etwas, das sie noch nie gekannt, etwas, das sie einschüchterte und sie zwang, langsam, aber unwiderstehlich die Blicke vor ihm zu senken. Es war der Mann, zum ersten Male etwas Despotisches in dem sonst so nachgiebigen Menschen, was ihr gegenübertrat, drohend und warnend zugleich, was sie irre machte an sich selbst.

Dann brach sie in heftige Tränen aus, nahm seine Hände zwischen die ihren und flüsterte leise unter Schluchzen und Weinen: „Gut, Richard, wie Du willst! — Ich füge mich Dir! Aber sei gut! Sei wieder gut!"

Und sie umschlang den geliebten Mann, der sich seines Sieges über ihren Trotz freute, der sie sich zurückerobert hatte durch die Macht seiner Energie!

Und so blieb alles beim alten.

Und in drei Wochen sollte Lenchens Hochzeit sein!

* * *

Im Speisezimmer des aristokratischen Klubs erhob man sich vom Diner. Die Diener reichten den duftenden Mokka und an verschiedenen Stellen der langen, silbergedeckten Tafel ringelten sich die ersten blauen Rauchwölkchen in die Höhe.

Unter den Herren, die sich zuerst von ihren Plätzen erhoben und auf das nebenan liegende Rauch- und Spielzimmer zuschritten, befand sich Graf Schomberg, der zwischen zwei anderen Herren in der gemütlichen Ecke des Nebensalons Platz nahm.

Der eine war ein hübscher, junger Mensch, mit übertriebener Eleganz gekleidet, sehr blond und indifferent, mit kleinem, zierlichem Schnurrbärtchen und rosigen Backen, der andere ein vornehmer Vierziger, mit feinen, intelligenten Zügen, noch sehr jugendlich trotz der leicht angegrauten Schläfen und des melierten französischen Spitzbarts — ein ganzer Kavalier.

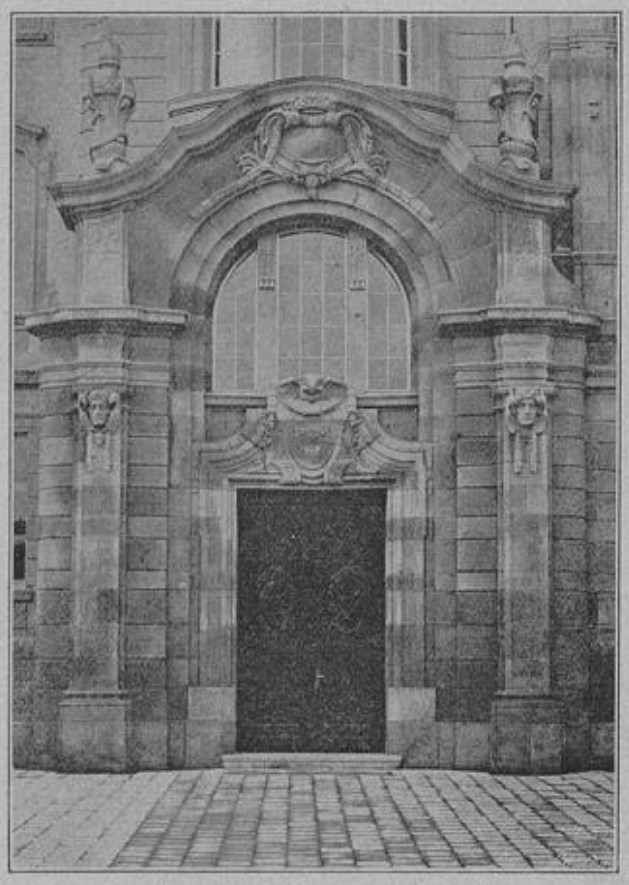
„Hören Sie weiter, lieber Baron", sagte Schomberg zu dem letzteren, als alle drei Platz genommen hatten. „Sie sehen mich mit Vergnügen bereit, Ihre Interessen zu fördern, da Sie ja einigermaßen mit den meinigen Hand in Hand gehen, und auch Ihnen, Herr von Alsen, hoffe ich einen guten Rat geben zu können. So bilden wir hier eine Art von modernem Triumvirat!"

„Und Ihr Freund, der arme Maler, steht obenan auf der Proskriptionsliste", lächelte Baron Wolfen!

„Cela dépend!" erwiderte Viktor. „Jedenfalls solls und darfs ihm nicht den Kopf kosten, denn er ist ein genialer Mensch, um den es, weiß Gott, schade wäre! Mein einziger Wunsch ist nur, ihn aus diesen festen Banden zu reißen, ohne selbst aktiv beteiligt dabei zu erscheinen, denn erst dann kann er frei und fessellos arbeiten und sich emporringen, wenn diese Fessel nicht mehr lähmend an ihm hängt!"

„Sie handeln da sehr freundschaftlich und selbstlos", lächelte Wolfen, indem er ein Auge zukniff — „aber inwiefern influiert das auf meine Stellung der Baronin gegenüber?"

„Oh, sehr einfach, mon cher", antwortete der Graf, „gestatten Sie mir, Ihrer Kombinationsgabe zu Hilfe zu kommen. Sie wollen und müssen vor allem Herrn Helmer aus dem Verkehrskreise der schönen Baronin entfernen! Nun wohl! — Trennt sich Richard auf irgend welche Weise von seiner Braut, so verläßt er selbstredend Berlin! Dadurch wird das Feld frei! Ich bin sogar erbötig, Herrn Helmer tröstend auf seiner Erholungsreise zu begleiten, während die kleine Helene mit einem anderen nach der entgegengesetzten Richtung in die goldene Freiheit hinausfährt. Dieser andere — Herr von Alsen — muß drei Eigenschaften haben, die unerläßlich sind. Ein schöner Mann,



Hauptportal am Hohenzollern-Gymnasium.

reich, so reich als möglich, und fähig, durch den Zauber seiner Persönlichkeit ein junges, sehr eitles und lebenslustiges Ding für sich zu gewinnen und zu überreden, mit ihm auf und davon zu gehen! — Sie kennen die Kleine, sind Feuer und Flamme bei dem Gedanken an sie — darum habe ich für Sie diese lohnende Mission aufgehoben!"

„Ja, mon Dieu," lispelte der junge Alsen, „das ist ja sehr vertrauensvoll von Ihnen, aber warum übernehmen denn Sie das nicht? Ich dachte doch, Sie interessierten sich auch für Helenchen!"

„Warum?" wiederholte Viktor, indem sein Gesicht einen ungemein ernsten Ausdruck annahm. „Weil Richard Helmer mein Freund und seine Braut mir heilig ist! Gewisse Grundsätze habe ich nun doch!"

Ein langgedehntes „So?!" war die einzige Antwort, die er auf diese stolze Versicherung erhielt, dann fragte Wolfen, indem er vertraulich näher rückte: „Und haben Sie denn schon einen bestimmten Plan, mit dem Sie zu operieren gedenken?"

„Gewiß, meine Herren," antwortete der Graf, „einen sehr bestimmten sogar, vorausgesetzt, daß ich Ihrer Hilfe und Ihrer freundschaftlichen Diskretion sicher sein darf! Heut über acht Tage ist der hübsche Ball im Wintergarten, und da, meine Herren, entscheidet sich alles. Wir werden alle dort sein! In wenigen Tagen das weitere!"

„Sie können sich ganz auf mich verlassen, cher comte," sagte Herr von Alsen, indem er mutig sein fragmentarisches Bärtchen in die Höhe zwirbelte und mit den wasserblauen Augen zu blitzen versuchte, um Feuer und Leidenschaft zu markieren. „Ich glaube, ihr so wie so nicht ganz gleichgiltig zu sein, nach der Liebenswürdigkeit zu urteilen, mit der sie mich damals, als ich sie bei der Baronin Clautilde traf, behandelte."

„Nun also!" lachte Schomberg, und ein boshafter Blick schoß aus den dunklen Augen auf das junge Bürschchen hinüber. „Ans Werk, Herr von Alsen — ich denke, der Preis lohnt der Mühe!" —

Der Baron erhob sich, reichte dem Grafen die Hand und sagte: „Ich freue mich, daß ich aktiv bei der Intrige nichts zu tun habe, denn ich habe nicht die Lebhaftigkeit des lieben Alsen, um solche Feldzüge mitzumachen. Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Aufopferung, lieber Schomberg. Und wenn Sie meiner bedürfen — so rufen Sie mich. Leben Sie wohl!"

Damit ging er.

Schomberg schob seinen Arm in den seines Verbündeten, steckte sich eine neue Havanna an und verließ mit ihm bald darauf den Klub, indem er ihm sagte: „Und nun wollen wir ohne dritten meinen Schlachtplan besprechen und Sie sollen sehen, welch uneigennützigen Freund Sie an mir haben!"

Alsen blieb stehen, fixierte den Grafen durch sein Monokle und sagte etwas perplex: „Ja, lieber Graf — verzeihen Sie mir die Frage — aber was haben denn Sie eigentlich von der ganzen Geschichte?"

„Den Ruhm für mich selbst, der Welt einen Künstler zu retten und ihn gezwungen zu haben, sich endlich selbst zu finden!"

* * *

Acht Tage später verkündeten an allen Anschlagsäulen riesenhafte Plakate den ersten großen Saisonball im Wintergarten des Zentralhotels, dessen Arrangeure zur exquisitesten Gesellschaft gehörten und dessen Zweck ein Akt der Wohltätigkeit zugunsten einer niedergebrannten Stadt in Süditalien war. Das großstädtische Vergnügungsbedürfnis nimmt ja mit Vorliebe die Mildtätigkeit zum Vorwande, sich Befriedigung zu schaffen.

Alle Kreise hielt der bevorstehende Ball schon seit langer Zeit in Erregung; in den glänzenden Räumen wurde tapeziert und gehämmert, Festons und Blumengirlanden zogen sich über das Gewölbe der Decke hin, buntfarbige Velarien spannten sich über den Eingängen, und zwischen Palmen und künstlichen Gebüschen reihten sich, von schweren Vorhängen diskret verhüllt, lauschige Souppernischen aneinander.

Zwei Abende vorher erhielt Lenchen durch einen Dienstmann ein zierliches, kleines Billett mit einer siebenzackigen Krone auf der Rückseite.

„Im Namen des Komitees beehrt sich der Unterzeichnete, Sie, gnädigstes Fräulein, zu unserem am 2. November stattfindenden Dominoball ganz ergebenst einzuladen. Sollten Sie sich meiner gütigst noch erinnern, so würde ich mich unendlich freuen, wenn Sie mir durch zwei Zeilen gestatteten, Ihnen vorher meinen Besuch machen zu dürfen. Genehmigen Sie usw. Philipp v. Alsen."

Wie glühendes Eisen brannte das Billett in ihrer Hand und in ihrer Tasche, wo sie es den ganzen Tag mit sich herumtrug. Sie konnte, was sie auch tat, was sie auch vornahm, den Gedanken an das Fest nicht bannen. Sie besaß vom vorigen Jahre her einen allerliebsten Domino, der noch fast neu war und nicht einmal einer Reparatur bedurfte. Der Ball versprach glänzend zu werden; die erste Gelegenheit seit langer Zeit zu tanzen, von allen Seiten zu hören, wie schön sie sei, bot sich ihr in verlockendster Weise, und in einemfort hörte sie es in ihren Ohren klingen, wie lustige Ballmusik, wie lachende Stimmen, die unwiderstehlich lockten und riefen.

Sie ging zu Richard, lieb und schmeichelnd bat sie ihn mit Aufbietung all ihrer Zärtlichkeit, mit ihr den Ball zu besuchen. Sie setzte sichs allmählich in den Kopf, wie eine fixe Idee, hinzukommen, an seinem Arm zu erscheinen, sie versprach ihm, nur mit ihm allein zu tanzen, mit niemandem liebenswürdig zu sein, als nur allein mit ihm! — Aber sie stieß auf energischen Widerstand von seiner Seite. Er war gerade einmal wieder ohne Geld, ohne Aussicht, in den nächsten Tagen welches zu bekommen.

Er bat sie, sich den Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, ihm zu Liebe darauf zu verzichten. Er versprach, sie im Laufe des langen Winters zehnmal zu entschädigen. Er redete ihr zu, erst sanft und freundlich, stellte ihr seine augenblickliche Lage vor, er wurde endlich streng und unliebenswürdig, und endlich, als alle Vernunftgründe machtlos blieben verbot er ihr heftig, von der Sache noch zu sprechen.

Und Leni schwieg.

Ganz gegen ihre Gewohnheit erwähnte sie kein Wort mehr, sondern ging in trotzigem Schweigen umher, mit zusammengepreßten Lippen und zurückgeworfenem Kopf, in denkbarster Gereiztheit.

Nur am Nachmittag warf sie ein kleines Briefchen mit zitternder Hand in den Kasten, das die Aufschrift trug: Herrn Philipp von Alsen!

Sie war fest entschlossen, diesmal ihren Willen durchzusetzen, koste es, was es wolle, sie sah in Richards motivierter Weigerung nur eine absichtliche Kränkung, ein neues Zeichen kleinlicher Eifersucht, zu der er doch — vorläufig — gar keine Berechtigung hatte.

Die halbe Nacht lag sie mit offenen Augen! —

Sie bereute nichts, gar nichts, denn sie fühlte sich grenzenlos gekränkt und aufs tiefste beleidigt. Vor ihr hing der ganze Baum der Lebensfreuden, behängt mit den üppigsten Früchten, ihre ganze genußbedürftige Natur schrie nach der ersehnten Speise und Richards Hand streckte sich nicht einmal darnach aus, ihr das hundertmal Erbetene zu reichen. So mußte sie selber sichs brechen — und sie war fest dazu entschlossen. Mochte kommen, was da wollte, sie wollte frei und unabhängig sein, sie wollte lachen und lustig sein mit anderen, ohne böses zu tun, sie wollte leben! —

* * *

Richard war den ganzen nächsten Tag mit Lenchen zusammen und freute sich sichtlich über die Nachgiebigkeit seiner Leni. Es tat ihm sogar im Innersten leid, daß er ihren Wunsch unerfüllt lassen mußte, er plauderte mit ihr von tausend zärtlichen Dingen, versprach ihr, hundert kleine Wünsche zu erfüllen, während Lenchen einsilbig antwortete und im stillen die Stunden zählte, bis sie sich entfernen und sich zum Ball rüsten konnte.

Herr von Alsen wollte sie abholen, punkt neun Uhr stand ein Wagen an der Ecke hinter ihrem Hause. — Auch Richard wurde allmählich verstimmt, und als Lenchen Kopfschmerzen bekam, riet er ihr selbst, sich frühzeitig schlafen zu legen. Als es anfing, dunkel zu werden, nahm sie ihren Mantel und ging.

Vor seiner Tür blieb sie einen Moment stehen. Es war ihr, als ob er sie gerufen hätte und als ob in ihrem Herzen seine Stimme einen lauten, warmen Widerhall fände.

Ihr Herz schlug wie ein eiserner Hammer, sie hörte es pochen und brausen in ihren Ohren, sie kam sich vor wie ein Verbrecher, der seinen ersten Diebstahl begehen soll. Aber das undefinierbare Etwas in ihr, ihr böser Genius war stärker, als das alberne, kleine Herz, er überschrie mit gellender Stimme, mit bacchantischem Getöse das leise Flüstern da drinnen und zog sie vorwärts mit dämonischen, allgewaltigen Armen! Sie ging die Treppe hinunter — Stufe für Stufe — bis die Abendluft ihr kühl über die blonde Stirne strich! Dann flog sie nach Haus, zündete die Lampe an, ließ die Vorhänge herunter und fing an, mit fieberhafter Hast Toilette zum Ball zu machen.

Sie nickte dem holdseligen Spiegelbilde zu, das ihr entgegenschaute, sie ließ mit voller Befriedigung ihre Blicke haften auf der schönen, vollerblühten Gestalt in dem blitzenden Glas! Was war aus dem Kinde geworden, das vor einem Jahre aus der Schweiz heimlich in die ersehnte Freiheit geflüchtet war. Da stand das erwachte Weib in seiner strahlenden Schönheit, mit den runden, weichgeformten Armen, dem blendenden Hals und Nacken, umwogt von dem rotgoldenen Königsmantel des aufgelösten Haares, vollberechtigt zu genießen und sich seines Lebens zu freuen!

Warum war sie denn so schön und jung, wenn niemand es ihr sagen sollte?

Nein, nein, und tausendmal nein! Sie wollte ihn einmal durchträumen, den süßen Traum ihrer Phantasie bis zum lichten Morgen, und der kommende Tag sollte sie wieder finden, anspruchslos und bescheiden, in ihrem dürftigen Heim — nur um eine Erinnerung reicher, in die nichts Häßliches, nichts Niederes sich mischen sollte, das gelobte sie sich mit heiligem Eide, denn sie kannte sich ja selbst am besten.

Sie kannte ihn ja, den faden, blonden Gecken mit den dummen, gläsernen Augen! Er würde ihr nicht gefährlich werden, und wenn sie Schomberg widerstanden hatte, so hatte sie für sich diesem Jüngling gegenüber nichts zu befürchten.

Aber Richard zur Strafe, lediglich um ihrem eigenen Trotz genug zu tun, wollte sie hingehen. Sie war es sich selbst schuldig, ihr Recht einmal zu verfechten. Ja, noch mehr wollte sie tun! Nicht heimlich und verbrecherisch wollte sie sich amüsieren, denn das wäre schlecht und niedrig von ihr gewesen — nein, morgen wollte sie selbst Richard erzählen, wo sie gewesen. Sie hatte den Mut ihrer Meinung, und was sie tat, konnte sie vertreten vor ihrem Gewissen und vor ihm! —

Er sollte alles wissen, von ihr selbst alles erfahren, zu seiner Strafe, zu seiner Beschämung, aber erst dann — wann alles vorüber war. Sie kam sich vor wie Aschenbrödel, das sich in sein goldenes Feengewand

hüllt, um zum Zauberball zu fahren. Sie lächelte bei dem Gedanken, wie ein tändelndes Kind, sie sah sich umhuldigt und umschmeichelt, um am nächsten Morgen, wenn der Zauber verflogen, heimzukehren, wie Aschenbrödel im Märchen, schuldlos und glücklich in ihr schmuckloses Haus! — —

Als Lenchen gegangen war, lehnte sich Richard in seinen alten, lederüberzogenen Stuhl zurück und sah, ohne an irgend etwas zu denken, sein Bild an. Die Schatten der hereinbrechenden Dämmerung füllten langsam das stille Atelier mit heimlichem Dunkel, und es deuchte ihm, als ob in allen Ecken des lichtlosen Raumes kleine boshafte Kobolde hockten, die ihn mit hämischem Grinsen anstarrten. Er dachte nach und das marterte ihn.

Wie anders hatte er sich alles geträumt, wie wenig tröstlich erschien ihm die Zukunft. Lenchens Oberflächlichkeit wuchs von Tag zu Tag, ihre Liebe zu ihm hing nur an Aeußerlichkeiten, und doch — er konnte sie nicht mehr entbehren. Wenn sie vor ihm geflohen wäre, er würde ihr nachlaufen bis ans Ende der Welt.

Und neben ihr, wunderbar und doch begreiflich — tauchte das Bild einer anderen Frau vor ihm empor, mit stolzen, vornehmen Zügen, seine Freundin, die ihm ebenso unentbehrlich geworden war, die ihm teuer war, wie eine Schwester.

Wie verschieden diese beiden Geschöpfe waren, wie eigenartig jede in ihrer Weise, und doch verschmolzen sie ihm beide oft zu einem einzigen Wesen von höchster Vollkommenheit.

Wäre die Baronin vor drei Jahren in sein Leben getreten, ehe er Lenchen gekannt, wie viel Großes, wie viel Schönes hätte er heute erreicht?!

Bei ihr war alles starkes, durch nichts getrübtes, geistiges Leben, das ihn mit sich erhob zu der stolzen Höhe ihres eigenen kühnen Verstandes. Dort war alles Ehrgeiz, freie, klare Weltauffassung, dort war die klare Quelle, an der er sich erfrischte, aus der er neuen Mut zu begeistertem Schaffen sich holte.

Aber konnte er denn so schaffen?

Nein, er arbeitete, ein Proletarier in der Kunst, für Geld, um die Bedürfnisse zweier Menschen zu bestreiten, um heimlich, immer sich mehrende Schulden abzutragen, denn selbst das anspruchloie Leben, das er mit Leni führte, kostete Geld, viel Geld, mehr, als er einnahm.

Und sie verlangte stets brennend nach etwas anderem, nach Zerstreuungen, die er ihr nicht bieten konnte, nach leichtlebigen, wenn auch harmlosen Genüssen, zu denen das, was er verdiente, nicht reichte!

Auf seine Arbeit schalt sie, weil sie ihn den größten Teil des Tages in Anspruch nahm und ihn verhinderte, sich ihr zu widmen und mit ihr zu tändeln und spazieren zu gehen. — Sie feuerte ihn nur an, zu arbeiten, wenn kein Geld mehr vorhanden war, wenn die Not mit knöchernen Fingern an die Türe pochte. Hatte er etwas eingenommen, so zog sie ihn mit ihrem süßen, koketten Lächeln von einem Vergnügen zum anderen und war in solchen Zeiten wirklich ein Engel an Liebenswürdigkeit und Liebe! Leichtlebig, wie sie nun einmal war, hingen Laune und Neigung bei ihr mit dem Genuß des Lebens aufs innigste zusammen. Sie war und blieb in diesen Sachen eben ein großes Kind! —

Und heute? Ihr ganzes Kopfweh, das die lieben Augen mit Tränen füllte, war doch lediglich nur eine Folge der schlechten Laune über den versagten Ball. Nun saß sie drüben in ihrem dunklen Zimmer und weinte bitterlich, beschuldigte womöglich ihn kalter Gefühllosigkeit, wo er doch beim besten Willen nicht anders konnte! Nun hatte sie sich den Abend zerstört mit ihrem trotzigen Eigensinn, wie so viele andere, ärgerte und grämte sich, während er selber auch in seinem Atelier saß in denkbar schlechtester Laune! — Ein lautes Klingeln an seiner Korridortür riß ihn aus seinem Hinbrüten. Er stand auf, öffnete und sein Freund Schomberg stand vor ihm.

„Servus Helmer", rief er ihm zu, indem er die Schwelle überschritt, aber zögernd dann einen Moment stehen blieb: „Störe ich vielleicht? Dann bitte, sagen Sie's ungeniert. Ich bin im Augenblick wieder draußen!" —

„Sie stören durchaus nicht. Im Gegenteil," antwortete Richard, indem er des Grafen Hut nahm und die Zimmertür öffnete.

„Desto besser! — Ich dachte, Sie hatten Besuch!"

„Habe ich auch", lächelte Richard, „einen Gast, den Sie durch Ihr Kommen verscheuchen sollen: abscheulichste Laune!" —

„Schon wieder einmal? Armer Musensohn, ich finde übrigens, daß dieser Besuch seit einiger Zeit recht oft bei Ihnen verkehrt. Das ist kein Umgang für Sie, namentlich als junger Verlobter!"

„Weiß ich! Aber er kommt unaufgefordert und ist sehr zudringlich!"

Bescheidenheit. Nach einem Gemälde von Ernst Nelson.

„Na, ich denke, heute werden wir ihn bald draußen haben, denn ich bringe jemanden mit, den er nicht vertragen kann, nämlich Frohsinn, herzlichen, übermütigen Frohsinn! Also kurz und gut: Ich komme. Sie und Lenchen einzuladen, den heutigen Abend mit mir zuzubringen, Eine Absage lasse ich nicht gelten!"

„Lenchen ist schon nach Haus!" antwortete Richard verlegen. „Sie hatte heftiges Kopfweh und wollte sich früh niederlegen!"

„Ach was!" drängte der Graf, „dann wird sie einfach wieder abgeholt. Ich kenne Ihr Fräulein Braut gut genug, um zu wissen, daß ein vergnügter Abend in lustiger Gesellschaft ihr besser hilft, als Migränin und Antipyrin und wie die Gifte alle heißen! Meinen Sie nicht auch?" — „Ich glaube es beinah!" lächelte Richard. „Wenn ich ganz ehrlich sein will. Und offen gestanden, ein wenig Zerstreuung tut uns beiden gut. Jedenfalls herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind."

„Famos von Ihnen, Richard, daß Sie kein Spielverderber sind Ich denke, wir holen den kleinen Patienten ab und fahren dann gemein

sam zu Uhl oder Dressel! Machen Sie sich fertig, lieber Freund, und dann wollen wir 'mal sehen, wer stärker ist, Heidsick Monopole oder Ihre schlechte Laune und Lenchens Migräne!"

Richard stimmte in Viktors fröhliches Lachen mit ein und eilte in sein Atelier, um Hut und Mantel zu holen, während der Graf im Korridor blieb und einen tüchtigen Gassenhauer vor sich hinpfiff. Es war dunkel in der ganzen Wohnung, und so sah Richard nicht das nervöse Lächeln um die Mundwinkel des Freundes, nicht den bösen, lauernden Blick, der hinter ihm herschoß.

(Fortsetzung folgt.)

Asche!

Skizze von E. Vely.

(Nachdruck verboten.)

Frau Meta hat die Stirn an die Scheibe des offenen Fensterflügels gepreßt. Ueber das goldblonde Haar spielt der Glanz der sinkenden Sonne. Es ist ein gespanntes Lauschen in ihr, nach der angelehnten Tür des anstoßenden Zimmers, und nach der stillen, gartenumkränzten Straße hin. Da, nebenan, ringt ein Sterbender, und sie wartet auf seine Frau, die eine Depesche zu ihm gerufen hat. Wenn sie gleich gereist wäre, könnte sie schon am Morgen oder Mittag eingetroffen sein.

Ihr Gatte hat sie vorhin mit leiser Gewalt von dem Bette des Kranken entfernt. Dem war sie letzter Trost und letzte Freude gewesen. In den Fieberphantasien verwechselte er sie immer mit ihrer Zwillingsschwester.

„Thea," hatte ihr Mann gesagt, „wird nach ihrer Gewohnheit zu spät kommen, auch am Sterbelager ihres Mannes.

Nun nach der Uhr sehen, auf die Straße hinaus lauschen, auf den schwer rasselnden Atem da nebenan. Lenau geht ihr durch den Sinn: „Das unnennbar bange Grauen — wenn ein Geist verläßt die Hülle — letztes Zucken — tiefe Stille —"

„Thea, Thea!" spricht sie angstvoll in die Sommerabendluft hinaus. Der tanzende Strahl ist nicht mehr da. Zwischen den hohen, alten Bäumen drüben steigt jetzt glimmendes Rot auf. Kein Laut auf der Straße. Plötzlich auch Stille da nebenan. Und wie sie sich halb wendet, unsicher, ob sie nun doch hinein soll, steht ihr Mann vor ihr und nimmt ihre beiden Hände mit festem Druck. Nun weiß sie, und legt den Kopf auf seine Schulter, und ein Beben geht durch ihre Gestalt.

„Ja, ein trefflicher Mensch und ein lieber Freund wird uns fortan fehlen," sagte der Doktor und streicht leise über das gesenkte Haupt.

Ein Rollen, das vor dem Hause Halt macht.

„Thea!" Sie richtet sich auf.

„Laß mich ihr erst allein entgegen!"

Er weiß, sie fürchtet seine Strenge für die Schwester selbst in diesem Augenblick und er nickt und gibt der Pflegerin, die auf der Schwelle erscheint, ganz leise einige Anweisungen. Meta geht ihr entgegen. An der Droschke, zwischen Koffern und Handtaschen, Hutkasten und Schirmhüllen steht die schwarzgekleidete Ankommende und neben ihr ein braunlockiges Kind. Zärtliche Arme umfassen sie. Ein Krepphut deckt die blonden Haare. Meta muß denken, daß sie schon eine trauernde Witwe darstellt, noch ehe sie es weiß.

„Ja, konnte ich denn das alles schneller besorgen? Unmöglich, ganz unmöglich doch!" sagte die zierliche Frau mit einer süßen, fast zwitschernden Stimme und einem Zusammenziehen des küßlichen Mundes, das ihr gut steht und ihr etwas Kindliches gibt.

„Und da ist Lilli! Du liebes —" sie unterdrückt hastig „armes Kind" und beugt sich zu dem kleinen, ernsten Gesicht, das die Züge des Vaters trägt.

„Li! Ich bitt' Dich, nenn' sie Li! Wir sind doch in unserer Familie einmal fürs Abkürzen! Und es ist ulkig, klingt noch chinesisch dazu." Dann, mit der Schwester Arm in Arm gehängt, dem Hause zuschreitend, stockt ihr Fuß plötzlich: „Wie geht es Erni? Ich hab' solche Angst auf der Fahrt gehabt. Schlimmer? Du bist so sonderbar!"

„Oswald hätte wohl nicht telegraphiert, wenn wir nicht fürchten mußten —"

„Fürchten!" Sie schluchzt auf, und ein Tränenstrom stürzt aus den blauen Kinderaugen. „Sieh, ich hab' mich auch schon so lange gefürchtet. Die letzten Nächte! Ich habe Li aus dem Kinderzimmer geholt, und sie mußte mit in meinem Bett schlafen. Daß was Lebendes da war! Ach, Meta!"

Blaß und still schaut Lilli die Mutter an.

„Hast also geahnt —?" es versetzt ihr den Atem; sie wirft einen scheuen Blick hinauf nach dem Fenster oben, das die barmherzige Schwester eben öffnet, und kann nichts weiter sagen und möchte doch, daß sie es erfährt, ehe sie über die Schwelle tritt, ehe Oswald da ist.

„Geahnt! Wenn ihr telegraphiert, ich soll eilen! Und weißt, wie furchtbar ich mich hetze und wie ungern ich in euer Heim komme! Zu euch, ja — aber — Sanatorium! All' die kranken Menschen! Man wagt ja nicht zu reden und zu gehen wie sonst. Und ich wußte doch, wie gut Erni hier gepflegt ist, und daß ich ihm immer zu unruhig bin. Mein Gott," sie schluchzt noch wilder als vorhin auf. „Du bist wirklich seltsam, sprich doch!"

Meta drückt die kleine Lilli an sich, hebt sie auf, und das Kind schmiegt das Köpfchen an ihr Gesicht. Und gerade, wie sie an der Haustür sind, in der Doktor Oswald Barnbrock steht, stößt sie schnell hervor: „Sie hat keinen Vater mehr, die arme Kleine!"

Ein Schrei! Thea wankt und wird von ihrem Schwager aufgefangen.

„Erni! Erni! Erni!" stöhnt die blonde Frau. Der Doktor geleitet sie nach einem tiefen, roten Lederstuhl in der Halle, in dem sie fast versinkt, zugleich aber ein rührendes Bild bietet von Zusammengebrochenheit und Hilflosigkeit. „Li! Unser armer Pa!" Das Kind sieht mit den braunen, schwermütigen Augen und der stillen Miene gequält zu den großen Leuten auf. „Dann faßt Thea Wenk nach dem Arm des Arztes: „So sagt mir doch endlich was! Hat er kämpfen müssen?"

„Schwer! Bis vor einer Viertelstunde."

„Ah! Und ich, ich! Er mußte also leiden! Das war wohl schrecklich zu sehen?" Und auf das stumme Nicken der beiden: „Dann ist es am Ende gut —"

„Daß Du — wie immer — zu spät kommst, Thea! Vielleicht!" Der Doktor hat eben ihre spitzen Hundszähnchen wieder gesehen, die statt der Schneidezähne einsetzen und die auf Grausamkeit deuten; deshalb erspart er ihr das nicht und bekommt dafür einen strafenden Blick von seiner Frau. Aber er hält ihn aus und sagt: „Deine Schwester hat an Deiner Stelle gestanden und ihn liebevoll gepflegt. Und zuweilen meinte er, Du wärst es selber. Und war so rührend dankbar!"

„Der liebe Erni! Die gute Meta! Für mich hielt er Dich! Die Lust, über unser intimes Merkmal, unsere verschiedenen Zähne zu glossieren, die hatte er wohl nicht mehr? Armer Erni! O, Meta, wie soll ich euch das je danken!" Sie zieht ihr Kind an sich und küßt es. „Ach, Du verstehst noch nicht!"

„Laß sie jetzt!" bittet Meta. „Ich will später versuchen es ihr zu sagen."

„Thea nickt erleichtert.

„Und nun kommt auf euer Zimmer."

Die andere steht auf. „Wie gut ist, daß ich alles besorgte! Ich mußte ja wohl darauf gefaßt sein. Ich habe einen langen Trauerschleier in dem Hutkoffer."

Die Schritte sind auf den teppichbelegten Stufen nicht hörbar; die schwarze Schleppe fegt das Dunkelrot des Bodens. Nach links deutend, sagt die Hausfrau: „Da, in dem Zimmer!"

„Theas Fuß stockt; sie schaudert leicht zusammen. „Hat er sich sehr verändert? Dann will ich lieber — das Bild des Lebenden im Gedächtnis behalten."

Die Schwester antwortet nicht. —

Dann sind ein paar Stunden vergangen. Die Spaziergänger sind aus dem Walde und von dem Kurorte nach Hause gekommen, schwatzend, nicht ahnend, daß ein Leben in dem freundlichen, weißen Villenbau erlosch und daß der Abrufer auch auf den und die unter ihnen lauernd, schon hinter der Tür steht. Die Gaslichter flammen in der Straße auf. Thea hat die Balkontür weit offen; Rosen- und Nachtviolen- und Goldlack-Duft dringen herauf und das leise Plätschern des Springbrunnens.

Sie hat aufgehört zu weinen; aber ihre Augen sind rot gerändert und das Blutlose ihrer Wangen gibt ihr dazu noch etwas Leidendes.

Allerlei kleine, elegante Reisetaschen liegen umher, Etuis und Flacons, und nach einem schweren Seufzer greift sie nach dem Nagelpolierer und beginnt sich mit ihren schön gepflegten Händen zu beschäftigen. Meta hat Lilli auf dem Schoß. Die Kleine stellt mit ihrer tiefen, fast rauhen Stimme viele Fragen, die ganz logisch sind und sich sehr schwer beantworten lassen.

„Du," sagt die junge Witwe, „wie ich mich vor dem Begräbnistag fürchte!"

„Auch der geht vorüber!" ist die Antwort. Dann neigt Meta den blonden Kopf vor, wieder lauschend. Ganz leises Geräusch in der Straße, leise Stimmen auf den Stiegen. Sie steht auf und schließt die Balkontür.

„Warum?" fragt die Schwester.

„Die Abendluft vom Windmühlenberg ist schädlich!"

„Wir sind doch keine Kranken!"

„Oswald hält immer darauf."

Nach ein paar neuen Fragen von Lilli kommt es von der Chaiselongue wieder herüber: „Arzthäuser, so wie eures, sind schrecklich!" Und sie springt auf und will nach der Tür. „Ich hör' da was! Ich leid's nicht! In eine Friedhofshalle, nein! Es ist zu gräßlich!" Und ein krampfhaftes Schluchzen. Dann läßt sie sich auf das Ruhebett zurückführen. Die Schwester streicht ihr über die Schläfen, die Hände. „Denke an das Kind, es ist schon verängstigt genug!"

„Seine Waise! Li, Du bist eine vaterlose Waise! Das ist ein so furchtbares Wort wie Witwe! Ja, das bin ich nun! So jung noch, so jung schon! Das Leben zu Ende!"

Ein leises, bestimmtes Kopfschütteln der Zwillingsschwester; aber sie sagt nichts. Da springt Thea wieder auf. „Ich will Oswald sehen. Er soll mir versprechen —"

„Sei ruhig, Thea! Er erfüllt die Freundespflicht!"

Theas schimmernder Kopf gräbt sich in die bunten Seidenkissen. „Nun habt ihr ihn mir weggenommen!" Dann streckt sie sich und schließt die Augen. — — —

Im Saal zu den drei Kronen sitzt die kleine Trauerversammlung.

Die Feier in dem Krematorium ist vorüber. Die junge Witwe und ihre Verwandten, der Bruder Ernis ist von seinem Landsitz herüber-

gekommen, hatten erst draußen vor der Halle gewartet. Ein leichtes Rauchwölkchen war aufgestiegen; an dem hingen die Blicke aller. Theas zerbrechliche Gestalt war ein wenig vorgeneigt; die Gewänder umflossen sie, der schwarze Kreppschleier war wie eine Last hinter den schlanken Schultern.

„Wie rührend, wie süß sie aussieht! Ein Bild hilfloser Trauer!" hatte der Schwager Meta zugeflüstert. „Man begreift, daß der arme Erni sie so sehr liebte. Und all das Glück nun zerstört!"

„Bitte," meinte er dann weiter, „führt sie in das Hotel. Wir wollen ihr das Warten hier ersparen. Ich komme dann nach."

Und nun tritt er ein, stattlich, gesund, ganz das Gegenteil von dem Geschiedenen. Er trägt einen Korb, den weiße Atlaswolken ausfüttern und umhüllen; Rosen und Reseden-bündel sind dazwischen zerstreut, decken den kleinen, verlöteten Aschenbehälter. Er reicht ihn Thea.

„Asche! Das ist alles, was von meinem Erni blieb!" ruft sie mit hinsterbender Stimme.

„Asche!" Lilli drängt sich an Meta. „Tante, Asche? Pa ist doch beim lieben Gott!" Da muß sie erklären, erfinden, dem kleinen Kopf und dem Gefühl anpassen. Dann bricht man auf. Mutter und Kind haben den Korb mit der Aschenurne zwischen sich. Es ist wieder ein rührendes Bild. —

Als Frau Thea Wenk drei Tage später das Sanatorium, in dem ihr graut, verläßt, ist der Aschenkorb mit frischem Goldlack und Nachtviolen, die der Verstorbene so liebte, geschmückt. Die Witwe wußte nicht, daß er an diesen altmodischen Blumen hing. Lilli hat den Dompfaffen bekommen, der in seinem leeren Zimmer sang: „Freut Euch des Lebens!" Der nimmt ihre Aufmerksamkeit jetzt ganz in Anspruch. Thea lehnt in den Wagenkissen. „Wenn ich bloß wüßte," sagt sie der sie begleitenden Schwester, „wie die römische Kaiserin oder Prinzessin hieß, die mit der Asche ihres berühmten Mannes aus Asien nach Rom reiste. Mein Schwager Arnold, der seinem Bruder Erni so gar nicht gleicht, sagte mir, er müßte immer daran denken."

„Agrippina mit der Asche des Germanicus!" gibt Meta zur Antwort, und um ihre Lippen zuckt es leicht.

„Das war's! Ganz recht!" Theas spitze Zähne leuchten über den roten Lippen. „Ob ich's wohl behalte? Es interessiert mich so. Ich werde es hernach in mein Notizbuch schreiben."

Auf dem Bahnhof steht sie zwischen dem vielen Handgepäck und zählt es mit dem Sanatoriumsdiener. Der Zug braust an. Man steigt hastig ein. All' die vielen Sachen werden verstaut. Es muß schnell gehen. Der Abschied ist hastig. Johann kann eben noch aus dem Abteil herausspringen, Thea den Korb mit der Urne hinein reichen. Die Witwe stellt ihn sich gegenüber auf den Sitz. Wie der Zug in Bewegung kommt, schlägt er herunter; das ist das letzte, was die Zurückbleibende sieht. — —

Nach einem halben Jahr kommt der Geburtstag von Ernst Wenk. Meta reist zu ihrer Schwester; sie soll ihn nicht allein mit ihren Erinnerungen verbringen.

Schön, mädchenhaft und zart sieht Thea aus; das Rot ihrer Wangen ist frisch. Die Wohnung Theas ist ganz Rokoko, viel Gold, Spiegel, zarte Farben, der rechte Rahmen für ihre Persönlichkeit.

Ueberall Sträuße, ein fast betäubender Duft in den Räumen.

Sie feiert ihren Toten auf ihre Art, denkt die Zwillingsschwester, und das ist ja ihr Recht. Als sie seinen Namen zuerst nennt, fährt die schöne Frau auf. — „Komm, wir wollen ihn besuchen! Ich hab' Sehnsucht nach dem armen Erni." Sie läßt ihren Hut bringen, von dem schwarze Federn niederwippen. „Ich habe die Aschenurne durch Arnold dem Bankier Raupach u. Co. übergeben lassen. Später sollte sie auf Gut Wenkstein beigesetzt werden. Versuchen wir, ob sie noch da ist."

Dann fahren sie durch die schönen Straßen Frankfurts am Dom vorüber, nach dem uralten Gebäude, in dem einst in Krönungszeiten Fürsten Hof hielten. Kommis verbeugen sich; auf ein paar Abfragen Achselzucken, ein Nein, ein Ja. Aber dann kommt ein Prokurist und führt die Damen vor einen eisernen Schrank. „Die Aschenurne ist noch hier!" Der Schlüssel knarrt, der Herr zieht sich in eine Fensternische zurück.

„Armer Erni!" sagt Thea und umfaßt den Aschenbehälter mit den kleinen behandschuhten Fingern und beugt den Kopf mit dem schwarzen Federhut. Und ein Lichtstrahl fängt sich in ihren schönen Augen, die sie himmelwärts richtet.

Mit knarrendem Geräusch schließt sich die eiserne Tür wieder.

Meta blickt sehr strenge plötzlich und sagt: „Ihr solltet doch aber für eine würdigere Art sorgen."

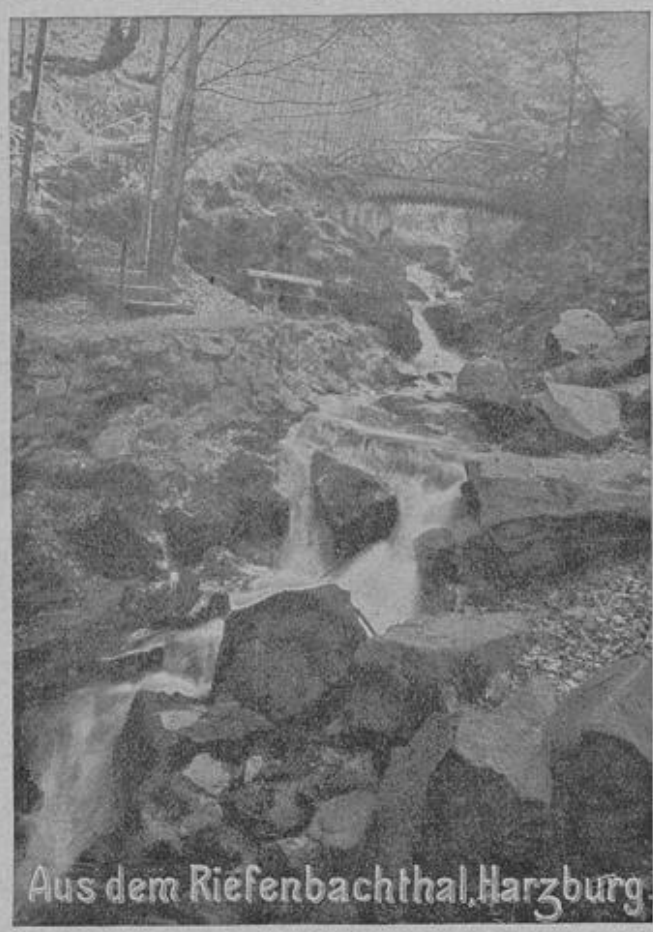
Die andere hebt die langen Wimpern: „Aber das will Arnold doch! In Wenkstetten!" sagt sie wie leicht verletzt.

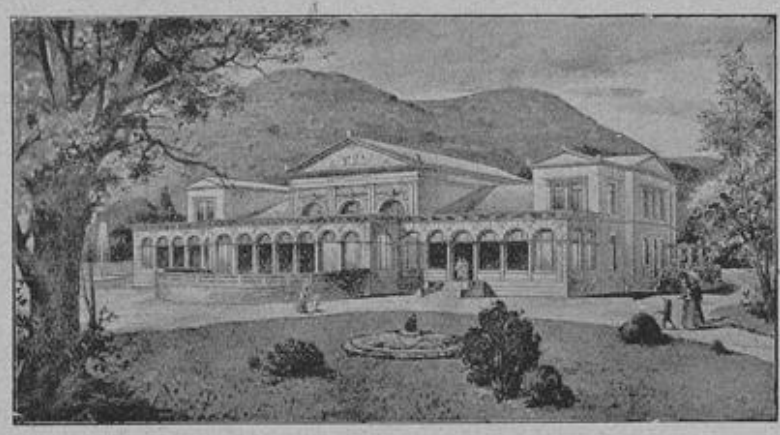
Schwestern, die sich zum Verwechseln gleichen, denkt der Prokurist; aber eben, plötzlich, schien alle Ähnlichkeit hinweggewischt.

Dann sitzen sie Seite an Seite wieder im Wagen.

„Sei doch nicht böse, Meta!" sagt die Witwe. „Ich bin doch hilflos, und Arnold wird das schon anordnen." Und wie sie keine Antwort bekommt, faßt sie die Hand der Schwester und ein roter, verschämter Schein geht über ihr lilienzartes Gesichtchen.

„Arnold hat heute mal wieder all die schönen Blumen für mein Zimmer schicken lassen. Und — sieh mal, es könnte ein wenig früh aussehen; aber die Verhältnisse und meine Einsamkeit, die müssen das alles entschuldigen. Wenn wir nach einem halben Jahr schon daran denken, daß es anders werden soll. Arnold und ich wollen uns heiraten. Er hofft, einen Konsens zu bekommen, daß wir's vor Ablauf des Trauerjahres dürfen. Wir gehen dann erst nach Italien. Und später, sieh, dann sind wir ja alle in Wenkstetten, ich, Li und die Asche vom guten Erni! Und denk Dir, es ist ganz sicher, daß Arnold geadelt wird! Ein hübscher Name: Arnold Wenk von Wenkstetten, nicht?"





Bad Harzburg: Kurhaus.

Bad Harzburg.

„O Täler weit und Höhen,
Du wunderschöner Wald!"

Die diesjährige Hauptversammlung des Bundes deutscher Verkehrsvereine hat dem Harz besonderes Interesse zugewandt. Manchem Kongreßteilnehmer, der vorher die ziemlich umfangreichen Broschüren über die einzelnen Harzstädtchen durchstöbert hat, wird es aufgefallen sein, daß fast jedes dieser reizenden Harzstädtchen, sich aus irgend einem Grunde als die Perle des Harzes bezeichnet. Und nicht ganz mit Unrecht. Mit verschwenderischer Fülle hat die Natur ihre Gaben hier ausgestreut und eine Kette von „Perlen" geschaffen, von denen jede ihren hohen Wert besitzt, wenn auch in anderer Fassung. Es fällt wirklich schwer zu entscheiden, wem der erste Preis in dieser landschaftlichen Schönheits-Konkurrenz gebührt. Als angenehmsten und beliebtesten Ort wird unzweifelhaft mancher Bad Harzburg bevorzugen. Harzburg ist,

um im Touristenjargon zu reden, ein idealer Kur- und Badeort. Neben der Ruhe und Waldeinsamkeit findet man dort angenehmen Aufenthalt und ein elegantes Badeleben. Der freundlich gebaute, luftig gehaltene Ort liegt in einer Talschlucht, die von den herrlichsten Waldungen umgeben ist. Licht und reine Waldesluft findet der Erholungsbedürftige dort in ausgiebigstem Maße. Die dem herzoglichen Bade-Kommissariat unterstellten Promenadenwege in den Waldungen umfassen jetzt ein Netz von über 120 Kilometer und sind in einem solch vorzüglichen Zustande, daß auch bei Regenwetter manche Touren ausgeführt werden können. Die reizenden waldumrandeten Wege führen zum Teil durch die Ebene, zum Teil in die Berge. Bald geht es durch mächtiges Dickicht, an plätschernden silberhellen Gebirgsbächen vorbei. Geheimrat von Bergmann schätzt Harzburg als einen ganz hervorragenden Luftkurort, der den berühmten Sommerfrischen des Engadins gleich zu stellen ist. — Neben dieser vorzüglichen Walderholung, das beste Beruhigungsmittel für die durch das hastige Alltagsleben angegriffenen Nerven, besitzt Harzburg eine Solquelle und den Krodobrunnen, die beide am Fuße des historischen Burgberges entspringen. Nach der chemischen Analyse gehört die Krodoquelle zu den salinischen Mineralquellen, sie übertrifft jedoch Kissingen und Wiesbaden über das Doppelte an Chlornatrium und durch einen nicht unwesentlichen Gehalt an schwefelsaurem Natron. Der abgesetzte Schlamm dieser Quelle hat nach den Untersuchungen von Autoritäten eine Radioaktivität, die dem Fangoschlamm von Battaglio in Ober-Italien nahe kommt.

Bad Harzburg: Städtisches Badehaus.

Geheimrat Dr. med. Otto Günther, stimmführendes Mitglied des Herzogl. Obersanitätskollegiums in Braunschweig schrieb im Jahre 1893: „Die Indikationen für die Krodoquelle sind offenbar die, welche für die lösenden Brunnen überhaupt gelten: in erster Linie habituelle Stuhlverstopfung und Koprostasen, sodann Verschleimung der ersten Wege, Rachen-, Magen-, Darm-Katarrhe, Hämorrhoidal-Zustände, überhaupt venöse Stase im Unterleib, Verhärtung der Leber, hartnäckige Gelbsucht, Fettsucht, Gicht, harnsaure Diathese, auf Nervosität und krankhaften Ablagerungen beruhende Krankheiten des Uterin-Systems usw.

Das neue städtische Badehaus hat eine Länge von zirka 100 Metern. Dasselbe enthält in der Mitte ein elegantes Vestibül mit doppelt gebrochener Haupttreppe, ein elegant ausgestattetes Fürstenbad und 70 vorzüglich eingerichtete Zellen für Solbäder. Ferner werden einfache Wasser-, elektrische Lichtbäder, Fichtennadelbäder, Kohlensäure-, Malz-Dampf-, römisch-irische und russische Bäder, sowie Duschen jeder Art verabreicht. Der Inhalationsraum ist in einem gesonderten Anbau untergebracht. Die Trinkhalle für den Krodobrunnen und die ca. 100 Meter lange Wandelbahn liegt dem städtischen Badehause gegenüber. Dort sind auch die Gurgelräume untergebracht. — Von Jahr zu Jahr steigt nicht nur die Zahl der Sommerfrischler in Harzburg, sondern auch diejenige der Erholungsbedürftigen, die alljährlich ihren Krodobrunnen trinken, dessen Fassung die Inschrift Stindes trägt:

„Mehr als Silber und Gold, hebt Krodos heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze: „Genesung." —

Als dritte Quelle besitzt Harzburg endlich noch die Juliusquelle, die den bekannten Juliushaller Sauerbrunnen liefert. Vereinigt so Bad Harzburg die Wirkungen des Luftkurortes mit ausgezeichneten Heilquellen, so hat das rührige Badekommissariat, dem seit einer Reihe von Jahren Herr Rittmeister a. D. Dommes mit Energie und Umsicht vorsteht, andererseits in dem bedeutend vergrößerten Kurhaus mit seiner herrlichen Terrasse eine vornehme Stätte geschaffen, die der Unterhaltung dient. Konzerte der vorzüglichen Kurkapelle, Theater, Feuerwerke schaffen angenehme Zerstreuung, ohne durch ein Uebermaß die Wirkungen der Kur zu beeinträchtigen, und die treffliche Verpflegung des Herrn Seyffert tut das ihrige, dem Kurgast den Aufenthalt behaglich zu gestalten. Nicht minder vortrefflich ist die Verpflegung in den zahlreichen andern Gasthöfen und Privatpensionen, die alle der Kontrolle des Herzoglichen Bade-Kommissariats unterstehen. Letzteres hat auch Hand in Hand mit der städtischen Verwaltung eine Reihe sanitärer Einrichtungen (Kanalisation) rc., geschaffen. [Außerdem besteht in Bad Harzburg ein „Gemeinnütziger Verein", der es sich zur Aufgabe gestellt hat unter Mitwirkung der Behörden besonders allen denen mit Rat an Hand zu gehen, die sich hier, wo sich die Annehmlichkeiten der Stadt (vorzügliche Schulen, städt. Progymnasium, Höhere Töchterschule, reges geistiges Leben usw.) mit den Vorzügen des Landaufenthaltes vereinigen, ständig niederlassen wollen. An der Spitze dieser sehr zeitgemäßen Einrichtung stehen die Herren Rechnungsrat Sieber und Hofbuchhändler Stolle. Letzterer Herr leitet außerdem die öffentliche Auskunftstelle für Wohnungs- und Grundstücksnachweis rc.] Namentlich die Organisation zur Unterbringung der Fremden ist derart vorzüglich getroffen, daß man die betreffenden Einrichtungen als mustergültig bezeichnen darf. So scheint es denn begreiflich, wenn Bad Harzburg, das kaum 4000 Einwohner zählt, heute schon die viertgrößte Frequenz der deutschen Kurorte aufweist, und auch zu dauerndem Aufenthalt der ruhige und gesunde Ort, der sich infolge seiner geschützten Lage auch im Winter durch ein überraschend mildes Klima auszeichnet, mit Vorliebe von Pensionären gewählt wird. Vor ihm marschieren nur Wiesbaden, Baden-Baden und Norderney. Die Zahl der Gäste betrug im Jahre 1905 36 100; sie dürfte im laufenden Jahre wohl 40 000 erreichen.

Bad Harzburg: Waldpartie.

Eigentümlich ist es jedoch, daß in den Kurlisten die Rheinländer bisher wenig vertreten sind (obwohl eine der schönsten und ausgedehntesten Privatbesitzungen einer Düsseldorfer Familie gehört). Es mag dies darin seinen Grund haben, daß vielfach angenommen wird, in Harzburg sei es während der Sommermonate zu überfüllt und teuer. Obgleich Harzburg über eine große Zahl guter Gasthöfe und geräumige Sommerwohnungen verfügt, wird allerdings in der Hochsaison die Unterkunft etwas teuer sein. Indes fällt der Beginn der großen Herbstferien am Rhein schon in die sogenannten Nachsaison, die nicht unwesentliche Preisermäßigungen mit sich bringt. Die Erholungsbedürftigen aus dem Osten haben um diese Zeit Harzburg schon verlassen, so daß es dann nicht schwer fällt, gute Unterkunft, Erholung und Stärkung zu finden. Mit Recht erwähnt deshalb das Geleitwort des „Harzburger

Führer", den Interessenten in unserer „Auskunftsstelle für Bäder und Sommerfrischen" in der Hauptexpedition erhalten können: „. . Wenn irgendwo dem im Geschäfts- und Gesellschaftsleben überanstrengten Ruhebedürftigen der Friede der Natur mit seinem ganzen Zauber entgegentritt, so ist es hier unter dem hochgewölbten Dom der Eichen und Buchen, in den heimlich stillen Tannenwäldern, an den plaudernden, rieselnden Bächlein, die überall zu Tal rinnen und deren jedes seine eigene Sprache redet. Und dies alles, alles teils in unmittelbarster Nähe, ohne jede Anstrengung zu erreichen, teils für Wanderlustige auf meilenweiten wohlgepflegten Wegen in bunter Abwechslung zu genießen. — Wohl dem, der das Raunen der Tausende und Tausende von Wipfeln mit dem Herzen versteht, wohl dem, welchem ein Gang durch die Waldeinsamkeit die Märchen und Erinnerungen seiner Kindheit wieder vor die Seele zaubert, — wohl auch jenen, welche auf solchen Wegen die Sorgen und Mühsale des Berufes, die allerlei kleinen und größeren Beschwerden des Körpers vergessen und mit täglich fröhlicherem Sinn sich laben können an der reizvollen Natur! Ihnen wird jeder Tag des Aufenthaltes in Bad Harzburg zu einem wahren Festtage."

Bad Harzburg: Wettrennen.

Unsere Bilder.

Zwei unserer Abbildungen haben das neue königliche Gymnasium an der Bastionsstraße zum Gegenstand. Die Anstalt, die bekanntlich am Tage ihrer Einweihung, dem 30. Juni, den Namen „Hohenzollern-Gymnasium" erhielt, ist nach den Plänen des Baurat Radke errichtet und bietet innen wie außen ein Bild vollendeter Formenschönheit und Zweckdienlichkeit. Das imposante stolze Gebäude mit dem seitlich angebrachten mit Kupfer gedeckten ungefähr 40 Meter hohen Turm ist im modernen Barockstiel unter Anlehnung an alte Barockbauten aufgeführt. Die Architektur der Fassade ist aus Sandstein, die Flächen aus Tuffstein hergestellt; während das Dach mit Schiefer belegt ist. Die Länge des Gebäudes an der Hauptfront auf der Bastionsstraße beträgt 67,19 Meter, an der Königsallee 31,89 Meter und die Breite 27,50 Meter. Begonnen wurde der Bau am 6. Juli 1904 und fertiggestellt, mit der Beendigung der Dachdeckerarbeiten am 25. November 1905, gewiß eine bedeutende Leistung unseres Hochbauamtes. Während das größere Bild den Gesamtanblick der Schule von der Königsallee aus wiedergibt, stellt das kleinere das Hauptportal der Anstalt dar, aus dem ersehen werden kann, welch' künstlerische Sorgfalt man auf die Ausführung des Baues bis in die kleinsten Teile beobachtet hat. — Das Gemälde von Ernst Nelson, betitelt „Bescheidenheit" ist eine sympathische Frauenerscheinung, in deren Zügen der Maler trefflich den Titel seines Bildes zum Ausdruck gebracht hat. Obwohl ihre Stirn der Lorbeer, das Zeichen des Ruhmes, krönt, kennzeichnen im Gegensatz dazu die auf der Brust gefalteten Hände und die niedergeschlagenen Augen, demütige Bescheidenheit und lassen durch dieses Attribut echter Weiblichkeit die Mädchengestalt noch anmutiger erscheinen.

Allerlei.

[Die Begründung eines Luftschiffer-Klubs in Amerika.] Während in den Hauptländern Europas schon seit Jahren eine ganze Reihe von Luftschiffervereinen besteht, ist erst jetzt ein solcher in den Vereinigten Staaten gegründet worden, obgleich die Neigung der Amerikaner zur Beschäftigung mit neuen Erfindungen und kühnen Problemen auch hinsichtlich der Luftschiffahrt früh ihren Ausdruck gefunden hat. Die Begründung des Aero-Club of America ist im wesentlichen das Verdienst von Homer Hedge. Dieser wohlhabende und einflußreiche Mann hat sich in diesem Fall nicht zum ersten Male als Vereinsgründer betätigt, denn ihm war bereits die Stiftung des ersten amerikanischen Automobilklubs vorbehalten gewesen, der sich in den sieben Jahren seines Bestehens zu einer wirklich großartigen Organisation ausgewachsen hat. Durch diesen Erfolg ermutigt, hat sich nun wohl Hedge nach einem neuen Feld ähnlicher Wirksamkeit umgesehen und ein solches auf dem Gebiet der Luftschiffahrt gefunden. Als Sitz des Aero-Klubs wurde New-York in Aussicht genommen, wo eine Reihe der berufensten Vertreter der amerikanischen Luftschiffahrt tätig gewesen sind, unter ihnen namentlich Herring dam Marly der Gehülfe des jüngst verstorbenen Professors Langley, besonders bei dem Bau des von diesem vorgeschlagenen Aerodrom, ferner Leo Stevens. Hedge hat den Vorsitz des Aero-Klub übernommen, dem übrigens auch der weithin durch seine Versuche mit Flugdrachen bekannte Meteorologe Rotch beigetreten ist. In der ersten Sitzung des neuen Vereins hielt nach einem Bericht der Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen Marly einen Vortrag über die Entwicklung des Automobil-Ballons und der Flugmaschine. Außerdem hat die junge Gesellschaft bereits eine aeronautische Ausstellung veranstaltet, deren Erfolg ein geradezu glänzender gewesen sein soll. Zu den bereits etwa 300 zahlenden Mitgliedern des Aero-Club of America gehören auch verschiedene „Billionäre".

[Die Erwärmung der Wohnung durch die Sonne.] Die Lufttemperatur in unseren Zimmern ist bekanntlich abhängig von der Wandtemperatur, denn die Wände stellen ungeheure Wärmereservoire dar. Die Außenfläche der Wände weist oft eine Wärme von 40—45 Grad auf, wenn diese nach innen fortgeleitet wird, tritt allerdings ein starker Verlust der Wärme ein. Da die Wände und das Dach direkt von den Sonnenstrahlen beeinflußt werden, so herrschen innerhalb der Wohnungen häufig Temperaturen, welche weit über die Luftwärme im Freien hinausgehen. Fensterlose Wände werden von der strahlenden Sonnenhitze mehr betroffen, wie Wände mit Fenstern. In den höheren Etagen erfährt die Temperatur eine Steigerung, weil hier der Einfluß der Dächer sich geltend macht und die Küchenkamine in den oberen Stockwerken bedeutende Wärmemengen liefern. In hohen Etagen finden sich im Hochsommer sehr häufig Nachttemperaturen von 28—32 Grad. Zur Abhaltung der Sonnenwärme von den Wohnungen wird empfohlen, die Wände mit Vormauern zu umgeben, auch das Anbringen von Matten und rankenden Gewächsen, wie Wein, Efeu u. dergl., wobei nicht zu befürchten ist, daß die Wände feucht werden. Einen wirksamen Wärmeschutz stellt auch eine unter die Dachbekleidung angebrachte Isolierschicht dar, z. B. eine Holzverschalung, so daß zirkulierende Luftschichten zwischen dem Dach und der Decke des höchsten Stockwerkes eingeschaltet sind. Professor v. Esmarch hat vergleichende Untersuchungen darüber angestellt, welchen Einfluß die verschiedenen Dachbedeckungen unserer Häuser und Wärmeschutzvorrichtungen vor den Fenstern auf die Erwärmung der Innenräume haben. Danach schützt ein Pfannendach aus Ziegeln besser als Schiefer, dieser besser als Dachpappe und Zinkblech. Schwarzes Holz erwärmt doppelt so stark als weißes. Bei den Fensterverkleidungen kommt es außer der Farbe auch auf die Dichte des Gewebes an; ein einfacher weißer, leinener Vorhang gibt hohen Wärmeschutz, besonders wirksam sind aber doppelte Vorhänge. Große Bedeutung haben Doppelfenster und Jalousien.

Gedankensplitter.

Einst schrieb man an seine Herzensdame: „Einziggeliebte." Jetzt schreibt man: „Vielgeliebte!"

Das Leben ist ein Kegelspiel
Pudel werden geschoben viel;
Wer Glück hat wirft durch die Beine
Und trifft doch alle Neune.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.